

LESLIE KERR

DIE FREMDE

DU DARFST NICHT LEBEN



be
THRILLED

Inhalt

Cover

Über dieses Buch

Über die Autorin

Titel

Impressum

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

13

14

15

16

17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40
41
42
43
44
45
46
47

Über dieses Buch

Schwer verletzt erwacht Klara Kallenbach im Krankenhaus. Sie und ihre Schwester wurden angeschossen, die Eltern ermordet. Jemand wollte die Kallenbachs auslöschen – aber warum? Klara ist an ihr Bett im Krankenzimmer gefesselt, während immer tiefere Abgründe ihrer vermeintlich intakten Familie zum Vorschein kommen. Wie gut kennt Klara ihre Verwandten und Angestellten wirklich? Wem kann sie überhaupt noch vertrauen? Der Mörder hat sein Werk noch nicht beendet, und Klara ahnt nicht, wie nah die Gefahr wirklich ist ...

Über die Autorin

Leslie Kerr ist das Pseudonym einer erfolgreichen deutschen Autorin. Sie lebt in München und schreibt Romane sowie Sachbücher.

Leslie Kerr

Die Fremde

Du darfst nicht leben



Originalausgabe

»be« – Das eBook-Imprint der Bastei Lübbe AG

Dieses Werk wurde vermittelt durch die Literaturagentur Kai
Gathemann GbR

Copyright © 2021 by Bastei Lübbe AG, Köln

Lektorat: Eileen Sprenger

Covergestaltung: © Guter Punkt, München unter Verwendung von

Motiven © Silas Manhood Photography Ltd

eBook-Erstellung: 3w+p GmbH, Rimpfing (www.3wplusp.de)

ISBN 978-3-7517-0888-3

www.Luebbe.de

www.lesejury.de

Der Tag danach

1

Seine Hand fühlt sich kalt an. Warum betatscht David meinen Arm und lässt mich nicht in Ruhe schlafen? Ich ärgere mich, noch bevor ich richtig aufgewacht bin. Unbeholfen stoße ich ihn weg, ohne die Augen zu öffnen oder etwas zu sagen. Doch dann ist da dieser fremde Geruch, den ich wahrnehme, steril und kalt. Meine Lider sind so schwer. Ich bringe nicht die Kraft auf, meine Augen zu öffnen oder etwas zu sagen. Warum lässt David mich nicht in Ruhe? Als ich ihm mit dem linken Arm einen Seitenhieb versetze, sagt eine Frauenstimme: »Ganz ruhig. Ich messe nur Ihren Blutdruck.«

Ich reiße die Augen auf. Mein Blick geht zur Zimmerdecke. Ich sehe viereckige Deckenplatten. Als ich mich hastig umschaue, begreife ich, dass ich in einem Krankenhauszimmer bin. Neben mir steht eine Krankenschwester und lächelt mich an. Es ist ein gezwungenes Lächeln. Mein Kopf tut weh, als ich ihn in ihre Richtung wende. Sie ist etwa vierzig, sieht erschöpft aus, oder leicht verbittert. Ich kann im Moment nicht den Unterschied ausmachen. Ihr blonder Pagenkopf ist perfekt gestutzt.

»Was ... wo bin ich?« Meine Stimme klingt rau und krächzend.

Sie löst den Kreppverschluss des Blutdruckgeräts und legt behutsam ihre Hand auf meinen Arm. »Ich bin Schwester Diana. Wie ist Ihr Name?«

»Sabrina Feiler«, antworte ich.

Ihr Lächeln verschwindet, und im selben Moment legen sich kleine Sorgenfalten auf ihre Stirn. Mehrere Sekunden vergehen, in denen wir einander abschätzen.

»Welcher Tag ist heute?«

»Dienstag«, antwortet die Krankenschwester. Sie schiebt ihr Kinn nach vorne und ergänzt: »Der vierte März.«

Langsam hebe ich die rechte Hand, um meinen Kopf zu berühren. Dabei entdecke ich, dass mein rechter Arm in Gips steckt, der vom Handgelenk bis zum Ellenbogen reicht. Mein Kopf fühlt sich schwer und taub an. Ich taste vorsichtig mit der anderen Hand über meine Stirn und fühle eine Art Verband, der um meinen Kopf gewickelt wurde.

»Sie haben eine Kopfverletzung, sollte aber nichts Schlimmes sein«, erklärt Schwester Diana.

Sollte? Was meint sie damit? Wie komme ich überhaupt hierher?

»Und Ihr Schlüsselbein wurde operiert, um die Kugel zu entfernen.« Ihre Stimme klingt fest und klar, aber ich höre auch ein wenig Mitleid heraus.

»Kugel entfernen«, wiederhole ich monoton, dann noch einmal: »Kugel entfernen«, und klinge dabei wie eine Schwachsinnige. Plötzlich tauchen Erinnerungsfetzen auf. Ich sehe, wie ich mit Louisa das Haus betrete. Ich sehe die Schuhe meiner Eltern im Flur. Ich höre einen Schuss. Ich sehe den schockierten Ausdruck auf den Gesichtern von Louisa und meinem Vater. Ich sehe das Weinglas meines Vaters zu Boden fallen ...

Nichts als Bildfetzen, die in Bruchteilen von Sekunden an die Oberfläche kommen und dann wieder verschwinden.

Jemand war im Haus!

Mein Herz klopft plötzlich in schnellen und dumpfen Schlägen gegen meine Brust. Für einen Augenblick setzt meine Atmung aus, als wäre ich von der Wasseroberfläche in die Tiefe gezogen worden.

»Was ist mit meiner Schwester und meinen Eltern?«, rufe ich hysterisch. Ich packe den Arm der Krankenschwester, als wolle ich mich an ihr festhalten. Geduldig löst sie meine Finger von ihrem Arm, dann legt sie behutsam meine Hand wieder zurück aufs Bett.

»Ich hole Doktor Reischel. Bleiben Sie bitte ruhig liegen.« Sie wendet sich ab und geht mit großen Schritten zur Tür, kerzengerade und mit einer Haltung, die von natürlicher Autorität zeugt. Es klingt verrückt, aber ich traue mich in diesem Moment nicht, noch mal zu fragen, was mit meiner Familie ist.

Ich versuche, mich zusammenzureißen und irgendwie abzulenken, um nicht den Verstand zu verlieren. Gehetzt blicke ich mich im Zimmer um. An der Wand hinter mir gibt es links eine Tür, wahrscheinlich das Bad. An der rechten Wand ist ein großes Fenster mit zwei azurblauen Vorhängen auf beiden Seiten. Auf den ersten Blick sehe ich, dass der Stoff dieser Vorhänge so schmal ist, dass er lediglich als Dekoration dient.

Etwa zwei Meter vor mir ist ein Fernseher, dessen Halterung an der Decke befestigt ist. Links davon stehen ein Tisch und zwei Stühle. Das farbenfrohe Bild über dem Tisch erinnert mich an Malen nach Zahlen. Eine Berghütte inmitten einer Blumenwiese. Großer Gott. Wäre meine Mutter hier an meiner Stelle, würde sie darauf bestehen, das Ungetüm entfernen zu

lassen, weil es eine Beleidigung für alle Künstler sei. Ja, so in etwa würde sie es sagen, glaube ich.

Wenn in der nächsten Minute kein Arzt kommt, kreische ich einfach los, so laut ich kann. Was bleibt mir anderes übrig. Sie können mich doch nicht einfach so im Unklaren lassen. Irgendjemand soll mir bitte sagen, was mit meinen Eltern und Louisa passiert ist! Vielleicht hat Schwester Diana mich vergessen? Möglicherweise kam ein Notfall herein und ich werde in zwei Stunden immer noch hier liegen und warten.

Ein Blick an mir hinab zeigt, dass ich ein Krankenhaushemd trage. Es ist weiß mit blauem Muster und geht mir bis übers Knie. Noch nie in meinem Leben habe ich ein Nachthemd getragen. Normalerweise schlafe ich mit Slip und T-Shirt.

Mühsam versuche ich, mich mit den Händen aufzurichten, aber wegen des Gipses an meinem rechten Arm ist das nicht möglich. Stattdessen rolle ich halb auf die linke Seite und versuche, mit ausgestrecktem Arm den Klingelknopf zum Schwesternzimmer zu erreichen. Doch vergeblich, er hängt zu hoch. Resigniert lasse ich meinen Arm fallen und mache im selben Moment den Mund auf, um meine Frage hinauszuschreien, was mit meiner Familie geschehen ist. In diesem Moment ist mir alles egal. Wenn sie sich darüber aufregen, werde ich sie fragen, was sie denn an meiner Stelle getan hätten.

Doch dann geht die Tür auf. Eine attraktive, große und dunkelhaarige Frau kommt auf mich zu. Hinter ihr folgt Schwester Diana, die sich wieder an die linke Seite meines Bettes stellt. Die andere Frau steht zu meiner Rechten, zwischen meinem Bett und dem Fenster. Mein Blick fällt auf das

Namensschild an der Brusttasche ihres weißen Kittels. Dr. Sonja Reischel. Aber sie ist doch kaum älter als dreißig?

»Ich bin Doktor Reischel. Sie sind hier in der chirurgisch-«

»Bitte! Sagen Sie mir zuerst, was mit meiner Familie ist!«, unterbreche ich sie.

Die Ärztin zögert, dann fragt sie: »Können Sie sich daran erinnern, was passiert ist?«

»Jemand ... war im Haus ... meiner Eltern«, stammle ich.

Sie nickt.

»Und es wurde geschossen! Was genau ist passiert?«

Doktor Reischel holt einmal tief Luft, als würden sie die folgenden Sätze große Überwindung kosten. In diesem Augenblick ist mir klar, dass das nur etwas Schlimmes bedeuten kann.

»In das Haus Ihrer Eltern wurde eingebrochen. Ihre Schwester hat es geschafft, den Notruf zu wählen. Sie hat sich totgestellt, nachdem sie getroffen wurde. Ihre Schwester hat überlebt, genau wie Sie.« Doktor Reischel versucht zu lächeln, doch es wirkt aufgesetzt.

»Wie geht es meiner Schwester?«

»Sie wurde operiert. Die Kugel war, wie bei Ihnen, in der Schulter, nur seitenverkehrt. Sie wurden auf der rechten Seite getroffen, Ihre Schwester auf der linken. Nachdem Sie angeschossen wurden, haben Sie sich beim Sturz einen Armbruch und eine Kopfverletzung zugezogen. Sie sind mit Ihrem Kopf auf einen Nachttisch aus Glas gefallen, wie es Sanitäter und Spurensicherung bestätigt haben. Das hatte eine Gehirnerschütterung zur Folge.«

»Und wie geht es meinen Eltern?«, will ich wissen.

Sie sieht mich einen Augenblick verunsichert an, dann sagt sie: »Es tut mir leid.« Das ist alles. Ich hoffe so sehr, dass sie

noch etwas ergänzt, wie: ... dass Ihre Eltern ebenfalls operiert werden mussten, oder: ... dass Ihre Eltern noch eine Weile im Krankenhaus bleiben müssen. Aber mein Verstand sagt mir, dass ihr »Es tut mir leid« nur eines bedeuten kann. Das Entsetzliche. Das Allerschlimmste. Das, was ich nicht aushalten kann. Nein! Sie muss es aussprechen, damit ich es glauben kann. Ich will es hören. Ich will es nicht hören. Ich kann es nicht hören.

»Was tut Ihnen leid?«, frage ich. Vielleicht habe ich es doch falsch interpretiert und die Ärztin meint etwas ganz anderes.

»Ihre Eltern wurden erschossen. Sie waren sofort tot.« Nachdem sie es ausgesprochen hat, beißt sie sich auf die Lippen.

Ich starre sie an. Sehr lange starre ich einfach in ihr Gesicht. Sie wendet den Blick nicht ab. Dann lasse ich mich ins Bett sinken, verliere die Anspannung und kann mich kurz darauf nicht mehr bewegen. Ich bin wie gelähmt. Gefühle vermischen sich, wechseln sich ab und überlappen einander: Wut, Ohnmacht, Traurigkeit ohne Tränen.

Es vergeht eine ganze Weile, in der Doktor Reischel und Schwester Diana schweigend neben meinem Bett stehen.

»Ich kann nicht ermessen, wie Sie sich fühlen«, sagt die Ärztin und ihre Stimme klingt angemessen freundlich. »Sie brauchen Ruhe und Zeit, um sich zu fassen. Aber ... die Polizei möchte so bald wie möglich mit Ihnen sprechen. Wir sollen sie verständigen, sobald Sie wach werden. Sie sind bereits auf dem Weg. Je früher sie Informationen bekommen, desto wahrscheinlicher ist es, den Täter bald zu finden.«

»Mein Beileid«, höre ich Schwester Diana flüstern.

Wahrscheinlich müsste jetzt eine Reaktion von mir kommen. Das erwartet man doch. Ein höfliches »Danke« oder wenigstens ein Nicken, irgendetwas. Aber ich bin zu nichts

imstande, fühle mich leer und gleichzeitig überwältigt von Gefühlen, die ich nicht einordnen kann. Ich spüre kurze Momente des Hasses, dann wieder unbeschreibliche Schwermut. Verrückte Gedanken kommen und gehen. Irrationale und unpassende Fragen wie: Wer soll die Beerdigung organisieren? Oder: Was wird aus dem Haus? Ein Haus, in dem Louisa und ich aufgewachsen sind und in dem niemand mehr wohnen möchte. Werden wir es überhaupt verkaufen können? Wie kann ich jetzt nur an solche Dinge denken? Aber ich kann es nicht kontrollieren. Möglicherweise ein Schutzmechanismus, wer weiß. Mit Psychologie habe ich mich nie viel beschäftigt.

Und dann kommt die endgültige Erkenntnis, dass ich nie wieder mit meinen Eltern sprechen werde, sie nie wieder werden lachen hören. Ich sehe meine Mutter, wie sie mit mir und Louisa schimpft und uns ermahnt, was sie oft getan hat, eigentlich immerzu. Ich sehe meinen Vater, wie er in seiner lässigen Art eine unangenehme Situation mit einem Witz auflockert. Tränen, heiß und wohligh rollen seitlich über mein Gesicht bis zu den Ohren, wo sie sich verlieren und auflösen.

Aus den Augenwinkeln sehe ich, wie die beiden Frauen einen Blick wechseln. Die Ärztin verlagert ihr Gewicht auf das linke Bein und steckt die Hände in die Kitteltaschen. »Wir lassen Sie jetzt allein«, sagt sie leise. »Sie können jederzeit klingeln, wenn Sie etwas brauchen. Bei starken Schmerzen geben Sie bitte Bescheid, dann bekommen Sie Schmerzmittel. Schwester Diana und Schwester Aylin haben Frühdienst und sind bis fünfzehn Uhr hier. Schwester Maya und Schwester Laura haben Spätdienst, und die Nachtschicht übernimmt Schwester Sibylle von vierundzwanzig bis acht Uhr. Alle Schwestern sind sehr nett hier.«

Mir ist klar, dass sie es freundlich meint, aber an all dem habe ich momentan kein Interesse. Deshalb nicke ich nur.

»Sie können sich jederzeit an die Schwestern wenden, wenn Sie etwas brauchen«, sagt die Ärztin nachdrücklich. Sie wartet, ob ich darauf etwas zu sagen habe, aber das habe ich nicht.

»Nun gut. Wir sehen uns später noch«, sagt Doktor Reischel schließlich. »Aber ich möchte bitte noch etwas von Ihnen wissen.«

Langsam wende ich den Kopf und sehe sie schweigend an.

»Wie ist Ihr Name?«

Ich weiß ganz genau, weshalb sie das jetzt fragt, aber ich antworte brav: »Klara Kallenbach.«

Ein kleines, zufriedenes Lächeln zeigt sich auf ihrem Gesicht. »Gut. Sehr gut. Aber warum sagten Sie vorhin zu Schwester Diana, Sie würden Sabrina Feiler heißen?«

Die Wahrheit möchte ich nicht sagen, weshalb ich einfach nur mit den Schultern zucke. Doch das tut weh, so furchtbar weh. Ich zische einen erstickten Schmerzensschrei aus.

»Bewegen Sie sich bitte so wenig wie möglich«, ordnet Schwester Diana an. »Dann verheilt das alles schneller, Frau Kallenbach.«

Einen Augenblick stehen sie noch neben meinem Bett und warten auf eine Erklärung. Schließlich drehen sie sich um und wollen mich allein lassen. Als die beiden schon fast durch die Tür sind, rufe ich: »Wann kann ich meine Schwester sehen?«

Doktor Reischel dreht sich halb zu mir um. »Von unserer Seite aus können Sie sich besuchen. Aber heute und morgen vielleicht noch nicht. Außerdem hat das auch die Polizei mit zu entscheiden«, antwortet sie.

Ich zucke zusammen und spüre sofort wieder den Schmerz in der Schulter. Die Polizei hat mit zu entscheiden, ob ich meine

Schwester sehen darf? Eine Welle des Zorns erfasst mich und schnürt mir die Kehle zu. Ich will doch nur meine Schwester sehen! Wir haben unsere Eltern verloren und haben jetzt nur noch einander! Doch bevor ich noch etwas fragen kann, geht die Tür zu.

Ich drehe meinen Kopf in das Kissen und schluchze, wie ich es seit meiner Kindheit nicht mehr getan habe.

2

Geräusche und Stimmen dringen durch die Tür. Nur dumpf und in Intervallen, manchmal etwas lauter, aber ich störe mich nicht daran. Auf gewisse Weise beruhigt mich das sogar, dann ist es, als wäre ich nicht ganz allein auf der Welt. Genauso fühle ich mich: vollkommen allein. Aber dass auf der anderen Seite der Tür Menschen miteinander sprechen und dort alles seinen gewohnten Gang geht, hat etwas Tröstliches.

Ich starre an die Decke, auf diese viereckigen Platten. Sie sind weiß und grau gesprenkelt. Die gleichen, die mein Zahnarzt in seiner Praxis hat und auf die ich immer blicke, wenn ich in seinem Behandlungsstuhl sitze.

Meine Eltern sind tot!

Wie soll ein Leben ohne sie für mich aussehen? Waren sie wirklich sofort tot oder haben sie in den letzten Momenten ihres Lebens noch erkannt, dass sie sterben müssen? Habe ich es mit angesehen und es verdrängt? Ich versuche mich zu erinnern. Doch das Letzte, was ich weiß, ist der Blick auf meinen Vater mit dem Weinglas in der Hand.

Jemand klopft an die Tür und im nächsten Moment geht sie auch schon auf. Ein Mann und eine Frau kommen ins Zimmer. Ich weiß, dass es die Polizei ist, noch bevor sie etwas sagen.

Natürlich, ich habe sie erwartet. Der Mann nickt mir zunächst nur grüßend zu, die Frau blickt mir direkt ins Gesicht und murmelt nebenbei einen Gruß.

»Guten Tag, Frau Kallenbach«, sagt der Mann schließlich. Seine Stimme wirkt sympathisch, eine Art weise Professorenstimme, ruhig und angenehm. Ich schätze ihn auf Mitte fünfzig. Er ist groß und kräftig, aber nicht dick. In seinen dunklen Locken sind vereinzelt graue Strähnen. Auf seinen Wangen zeichnen sich feine rote Äderchen ab, und sein Mund ist etwas schief, was durch die vollen Lippen noch stärker zur Geltung kommt. Mein Blick fällt auf die Frau. Sie ist jünger, etwa vierzig, sehr schlank und hübsch, mit einem fransigen Kurzhaarschnitt. Sie trägt einen apricotfarbenen Kaschmirmantel und einen braunen Schal. Die Jeans und die Wildlederstiefel lassen den Rest der Kleidung nicht übertrieben elegant wirken. In dem ovalen Gesicht fallen mir sofort ihre dunkelblauen Augen auf, die von Anfang an prüfend auf mich fixiert sind, als gäbe es für sie im Moment nichts anderes.

»Mein Name ist Nikolas Mittmann. Das ist meine Kollegin Veronika Schrade.« Er zeigt kurz auf die Frau, als ob die Notwendigkeit bestünde, Missverständnissen vorzubeugen. »Wir sind von der Mordkommission, Kommissariat 11«, fügt er hinzu.

»Ja, Doktor Reischel hat mir gesagt, dass Sie kommen.«

»Wir müssen Sie leider schon jetzt befragen.« Mittmann macht ein bedauerndes Gesicht.

»Ihr Verlust tut uns leid«, kommt es von der Frau. Es hört sich ein wenig mechanisch an, wie sie das sagt.

Ich sehe sie an. In ihrem Gesicht kann ich jedoch nicht lesen, sie wirkt so merkwürdig neutral.

Mittmann räuspert sich kurz. »Ja, unser Beileid, Frau Kallenbach.«

»Danke«, sage ich ebenso mechanisch.

»Wir haben uns gerade mit Frau Doktor Reischel unterhalten.« Er knöpft sich sein braun-beige kariertes Sakko auf, und darunter kommt ein weinroter Wollpullover zum Vorschein. Ich frage mich, ob er bewusst so farbenfroh durch die Gegend läuft. Seine olivfarbene Cordhose gibt dem Ganzen den Rest. Es hat etwas Exzentrisches, was ich an Menschen schon immer interessant fand. Ein Hauch Exzentrik erfordert immer auch ein wenig Mut. »Konnten Sie den oder die Täter sehen?«, will Mittmann wissen.

Ich schüttle den Kopf.

»Woran erinnern Sie sich?«

»Ich fürchte, nicht viel. Das wird für Sie nicht interessant sein.«

»Machen Sie sich darüber keine Gedanken«, sagt Schrade und nickt mir aufmunternd zu. »Woran erinnern Sie sich, nachdem Sie das Haus betreten haben?«

Ich schließe die Augen. »Die Schuhe meiner Eltern sind unordentlich herumgelegen, was ungewöhnlich war, weil sie beide sehr ordentlich sind ... waren.« Ich schlucke den Schmerz hinunter. »Dann habe ich einen fremden Geruch wahrgenommen. Ich konnte riechen, dass jemand Fremdes im Haus ist. Das habe ich meiner Familie leise zu verstehen gegeben und gesagt, dass wir raus müssen. Sie haben mich aber nicht ernst genommen. Meine Mutter ist aus dem Wohnzimmer gegangen, um nachzusehen. Sie hat einen Scherz über meine Behauptung gemacht. Dann ist ein Schuss gefallen! Aus dem Flur, wo meine Mutter war. Ich bin zusammengezuckt, als der Schuss fiel und mir sofort klar wurde, was passiert ist. Dann

habe ich die entsetzten Gesichter meiner Schwester und meines Vaters gesehen. Was danach kam, weiß ich nicht mehr. Das Nächste, woran ich mich erinnere, ist, dass ich vor etwa einer Stunde hier aufgewacht bin.«

Mittmann und Schrade sehen mich an. »Was meinen Sie damit, dass Sie ihn riechen konnten?«, fragt er verwundert.

»Ich ... keine Ahnung. Jeder Mensch hat einen Geruch, wissen Sie, und ... ich kann Menschen intensiver riechen als die meisten das können.«

»Ah ja«, sagt Schrade, bemüht, nicht zu grinsen. Deshalb erzähle ich es auch kaum jemandem, weil es auf die meisten Leute lächerlich wirkt; als wolle man sich wichtigmachen und als etwas Besonderes hinstellen. Das spüre ich genau, auch wenn sie es zu verbergen versuchen.

»Wonach hat es denn gerochen?«, will Mittmann wissen. Im Gegensatz zu seiner Kollegin scheint er mich ernst zu nehmen. »Ich meine die Person. Wonach hat sie konkret gerochen?«

»Den Körpergeruch konnte ich nicht ausmachen, weil er von Parfüm übertüncht war.«

»Parfüm?«

»Ja, ein Herrenduft.«

»Aha. Dieses Aftershave ...«

»Es war kein Aftershave, sondern Männerparfüm.«

Skeptisch hebt er die Augenbrauen. »Das wissen Sie so genau?«

»Ja, weiß ich. Gerüche haben mich immer fasziniert. Ich besitze viele Parfüms, darunter auch Männerdüfte, aber kein Aftershave.«

»Verstehe«, sagt Mittmann und lächelt ein wenig. »Ist Ihnen der Duft bekannt, den der Täter getragen hat?«

»Nein. Aber es roch nach Sandelholz, Tabak, Moschus und Jasmin.«

Mittmann holt Block und Stift aus der Jackentasche. »Können Sie das bitte wiederholen?«

Während ich wiederhole, macht er sich Notizen. Dann blickt er zu seiner Kollegin. »Ich kenne mich da nicht aus, aber könnte es viele Männerparfüms mit diesen Bestandteilen geben?«

Schrade verzieht den Mund. »Wahrscheinlich Hunderte.«

»Oh«, macht Mittmann enttäuscht. »Wer hätte das gedacht. Ich wusste nicht einmal, dass es Parfüms für Männer gibt. Man lernt nie aus.«

Seine Kollegin lächelt kurz darüber.

»Kann meine Schwester sich an etwas erinnern?«, frage ich hoffnungsvoll.

»Nein«, antwortet Schrade. »Ihre Schwester stand mit dem Rücken zum Täter, als sie angeschossen wurde und zu Boden fiel.« Ihre Worte klingen sachlich, ohne irgendeinen Unterton, deshalb versuche ich in ihrem Gesicht zu lesen, aber da ist immer noch nichts. Sie sieht mich einfach nur durchdringend an.

»Frau Kallenbach«, schaltet Mittmann sich wieder ein, »haben Sie jemanden in Verdacht? Gibt es eine Person, die Sie ...«

»Nein! Wer sollte denn meine ganze Familie auslöschen wollen?«, rufe ich aufgebracht.

»Denken Sie bitte nach«, sagt er beruhigend. »Ich weiß, dass das in dieser Situation viel verlangt ist, aber es ist wirklich wichtig.«

»Niemand, den ich kenne, könnte so etwas tun.«

Er seufzt, bevor er mir erklärt: »Ich meine damit auch nicht unbedingt nur Verwandte oder Freunde. Denken Sie bitte auch

an das berufliche Umfeld. Nachbarn, Geschäftspartner ... Gab es in letzter Zeit Streit mit jemandem? Fühlte sich jemand ungerecht behandelt?«

»Nein, nein ... Mit Nachbarn gab es nie Probleme. Außerdem wohnen die nächsten Nachbarn zweihundert Meter weit weg. Meine Eltern arbeiteten nicht mehr im Betrieb. Wenn es jemand aus dem Betrieb war, dann würde er doch einfach nur mich töten wollen, weil ich die Geschäfte führe.«

Mittmann und Schrader blicken nur stumm auf mich herab und warten. Ich möchte Ihnen helfen, mehr als alles andere, doch es gibt keinen einzigen Menschen, dem ich so etwas zutrauen würde. Plötzlich fange ich an zu weinen. Ich schluchze und wische mir mit der linken Hand übers Gesicht. Die Beamten lassen mich weinen und blicken taktvoll an mir vorbei. Sie sehen nicht betreten aus. Wahrscheinlich ist das für sie alltäglich.

Als ich mich wieder einigermaßen gefangen habe, fragt Mittmann: »Haben Ihre Eltern irgendetwas erwähnt, was ungewöhnlich war? Hatten sie vielleicht eine unangenehme Begegnung mit jemandem oder ist ihnen etwas aufgefallen, das anders war als sonst?«

»Nicht, dass ich wüsste.«

»Sind Sie sicher?«

»Ich denke, sie hätten es uns erzählt.«

Mittmann neigt den Kopf und sagt: »Vielleicht auch nicht, um Sie und Ihre Schwester nicht zu beunruhigen?«

Darüber denke ich einen Augenblick nach. »Ja, das wäre schon möglich.«

Mittmann seufzt.

»Aber *mir* ist etwas aufgefallen«, sage ich.

3

»Was ist Ihnen aufgefallen, Frau Kallenbach?« Interessiert sieht Mittmann mich an.

Seine Kollegin heftet wieder ihren intensiven Blick auf mich.

»Ich habe es niemandem erzählt, weil es sich lächerlich angehört hätte.«

Schrade schüttelt leicht den Kopf. »Glauben Sie uns, wir werden gar nichts lächerlich finden.« Und das sagt sie mir, nachdem sie sich ein Grinsen über meinen Geruchssinn verkneifen musste. »Erzählen Sie alles, was Ihnen in den Sinn kommt. Ganz in Ihren eigenen Worten, so detailliert wie möglich. Nehmen Sie sich ruhig Zeit.«

»Okay.«

»Also, was ist Ihnen aufgefallen?«, beharrt Schrade.

Ich nehme ihr Angebot an und lasse mir ein paar Sekunden Zeit, als ob ich Anlauf bräuchte, bevor ich anfangen: »Unsere Eltern waren nach Louisas Hochzeit für eine Woche in den Urlaub gefahren-«

»Entschuldigen Sie, wenn ich Sie unterbreche«, meldet sich Mittmann. »Seit wann ist Ihre Schwester verheiratet?«

»Seit gut einem Monat.«

Mittmann notiert es in seinem Notizblock. »Und seit wann sind Sie verheiratet?«

»Seit drei Monaten.«

»Gut, danke. Fahren Sie bitte fort.«

»Ich bin an einem Abend zum Haus meiner Eltern gefahren, um die Blumen zu gießen. Als ich aufgesperrt und die Haustür hinter mir geschlossen habe, bin ich geradewegs ins Wohnzimmer gegangen, um die Gießkanne vom Fensterbrett zu nehmen. Automatisch habe ich den CD-Player angemacht, weil mir der Klang der Musik gefehlt hat und weil ich ein bisschen meine Eltern vermisst habe. Die Musik war immer präsent. Unsere Mutter brauchte die Musik, sie hat die Stille nicht ertragen, solange ich denken kann. Das Erste, was sie getan hat, wenn sie nach Hause kam oder morgens aufstand, war, Musik anzumachen. Wenn sie im Wagen gefahren ist, dann niemals ohne Musik. Stille war wie eine Belastung für sie. Ich habe sie nie nach dem Grund gefragt.«

Die Erinnerung an meine Mutter und ihre Musik lässt meine Stimme beben. Mittmann und Schrade warten geduldig, bis ich weitersprechen kann.

»Also habe ich den Knopf am CD-Player gedrückt, weil ich das Haus ohne Musik praktisch nicht kenne. Dann erklang laut der Hexensabbat, Hector Berlioz' Symphonie *Fantastique*, fünfter Satz. Vivaldi, Mozart oder Dvořák wären mir lieber gewesen, aber es war offenbar das Letzte, was meine Mutter vor dem Aufbruch in den Urlaub gehört hat, bevor sie das Haus hinter sich abspernte. Die Musik brachte mich meinen Eltern näher, auch wenn ich es etwas kindisch fand, dass ich diese Nähe wegen einer Woche Abwesenheit überhaupt herstellen musste. Aber ich bin mindestens zweimal pro Woche zu ihnen gefahren und war nie länger als ein paar Tage von ihnen

getrennt. Die Urlaube, die ich ohne sie verbracht habe, haben jedes Mal eine Sehnsucht nach ihnen entstehen lassen und eine Vorfriede auf das Wiedersehen.« Etwas beschämt sehe ich in Mittmanns Gesicht.

»Aber das ist doch schön«, sagt er, und es klingt aufrichtig, soweit ich das beurteilen kann. »Nicht viele erwachsene Kinder denken so. Empfinden Sie Ihrer Schwester gegenüber genauso?«

Die Frage finde ich unangenehm, aber ich sehe keinen Grund, nicht darauf zu antworten. »Wir beide sehen uns nicht ganz so oft, aber normalerweise jeden Sonntag bei unseren Eltern.«

Mittmann und Schrade warten ab, ob ich zu Louisa noch etwas zu sagen habe. Schließlich fordert mich Schrade auf, weiterzuerzählen.

»Ich bin ins Bad gegangen, um die Gießkanne zu befüllen. Dort habe ich es dann gerochen! Es war nicht der natürliche Geruch eines Menschen, der durch seine Poren kommt. Es roch nach Männerparfüm, und das ziemlich penetrant. Keine angenehme Dosis, sondern übermäßig viel. Ich kannte diesen Geruch nicht von meinem Elternhaus, und das machte mir Angst. Meine Hände fingen an zu zittern, und die Klänge des Hexensabbats haben meine Angst nur noch gesteigert. Es ist ein düsteres, beklemmendes Stück. Hastig hab ich dann das Wasser abgedreht und bin ins Wohnzimmer gelaufen, um die Musik auszuschalten. Eine Weile stand ich unentschlossen einfach da. Ich dachte: Es kann doch niemand im Haus sein, weil nur Louisa und ich einen Schlüssel haben! Und es ist definitiv nicht eingebrochen worden. Außerdem wäre die Alarmanlage losgegangen. Ich habe in die Stille hineingehorcht, aber da war nichts. Schnell habe ich die Pflanzen und Blumen gegossen,

dann die Schlüssel von der Kommode im Flur genommen und war erleichtert, als ich die Alarmanlage wieder eingeschaltet und die Tür hinter mir abgesperrt habe.« Ich sehe von Mittmann zu Schrade. »Das Parfüm war ganz bestimmt keine Einbildung! Aber ich könnte verstehen, wenn Sie das denken. Ich wollte es ja selbst nicht glauben. Während der Heimfahrt im Wagen dachte ich, dass vielleicht unsere Mutter einfach nur einen Raumduft irgendwo aufgestellt hat. Damit tröstete ich mich und habe es niemandem erzählt, weil sich meine Familie über meinen Geruchssinn immer lustig macht. Jedenfalls hatte ich diesen Duft bis dahin nie gerochen – und meine Mutter benutzte nie einen Raumduft.«

»Und diesen ausgeprägten Geruchssinn haben Sie schon immer?«, will Schrade wissen.

»Ja, schon immer.«

»Ah ja«, kommt es von ihr leicht ironisch, nun schon zum zweiten Mal. Gleichzeitig klingt es auch etwas nachsichtig, als wolle sie mir zu verstehen geben, dass sie meinen Spleen gnädig zur Kenntnis nimmt.

Mittmann wirft seiner Kollegin einen leicht vorwurfsvollen Blick zu. Dafür bin ich ihm dankbar, und ich bin erleichtert, dass er es genauso unpassend findet wie ich.

An Schrade scheint Mittmanns Blick abgeprallt zu sein. Stattdessen fragt sie mich in ihrem nüchternen Ton: »Es war der gleiche Duft, den Sie auch kurz vor dem Überfall wahrgenommen haben?«

»Ja, da bin ich sicher.«

»Gibt es sonst noch etwas, das Ihnen aufgefallen ist?« Sie zuckt mit den Schultern. »Irgendetwas?«

»Nein, sonst nichts«, sage ich und richte mich ächzend ein Stück auf.

Mittmann blickt auf die Uhr. »Halb fünf«, sagt er mehr zu sich selbst, dann blickt er wieder in meine Richtung. »Wir müssen noch mit Frau Doktor Reischel sprechen. Sie ist bis fünf Uhr hier. Wir gehen auch noch mal zu Ihrer Schwester, schauen aber später ebenfalls zu Ihnen noch mal rein.«

»Kann ich meine Schwester sehen? Und wann kommt mein Mann?«

»Heute und morgen lieber noch nicht. Die Ärztin meint, Sie und Ihre Schwester sollten sich noch schonen.«

Ich kann nicht glauben, dass beide Seiten es auf den jeweils anderen abwälzen. »Aber was heißt denn schonen, Herr Mittmann? Könnte es uns nicht guttun, wenn wir uns gegenseitig ein bisschen Trost spenden? Außerdem habe ich doch wohl das Recht, meinen Mann zu sehen.«

»Die Ärztin hält das noch für zu aufwühlend.«

Gekränkt presse ich die Lippen zusammen, dann sage ich: »Doktor Reischel hat gesagt, dass von ihrer Seite nichts dagegen spricht und dass Sie das mit zu entscheiden hätten. Wer von Ihnen entscheidet also?«

Mittmann nickt verständnisvoll. »Es liegt sowohl im Ermessen der Mediziner als auch der Ermittler«, klärt er mich auf.

»Es tut mir leid, aber es ist kein gutes Gefühl, als erwachsener Mensch so entmündigt zu werden.« Meine Stimme bricht. Normalerweise habe ich mich gut im Griff, aber in dieser Situation will mir das nicht gelingen.

»Es ist doch nur für ein, zwei Tage«, bringt Schrade sich ein und gibt mir das Gefühl, als würde ich mich wie ein bockiges Kind aufführen.

»Aber ich verstehe nicht, wo das Problem ist, wenn ich meine Schwester sehe oder mich mein Mann besucht.«

»Bitte gedulden Sie sich ein bisschen, ja?« Schrade klingt nun endgültig so, als dulde sie keinen Widerspruch mehr.

Ich fühle mich hilflos, aber ich überwinde mich und lasse es gut sein. Schließlich möchte ich, dass sie dieses kranke Monster finden, und wenn ich ihnen dabei helfen kann, dann werde ich alles dafür tun. Ich habe nichts davon, die Kommissarin gegen mich aufzubringen. Immerhin scheint Mittmann ein vernünftiger und freundlicher Mensch zu sein. Deshalb sehe ich lieber ihn an, als ich frage: »Können Sie denn wenigstens veranlassen, dass mein Mann mir Trainingshosen, Slips und T-Shirts vorbeibringt? Er kann es doch im Schwesternzimmer abgeben.« Ich ertrage dieses Krankenhausnachthemd nicht, das mir immer wieder hochrutscht, und ich will nicht tagelang denselben Slip tragen müssen.

»Aber natürlich, Frau Kallenbach«, antwortet Mittmann. »Ich werde das weitergeben.«

»Danke, das ist nett.«

Mittmann deutet ein Nicken an.

»Und wann bekomme ich mein Handy? Ich würde so gerne David, Svenja und Tante Conny anrufen.« Erst nachdem ich es ausgesprochen habe, fällt mir ein, dass er diese Namen wahrscheinlich noch gar nicht alle zuordnen kann.

Er schüttelt den Kopf. »Ich denke, übermorgen können Sie Besuch empfangen und bekommen vielleicht auch Ihr Handy.«

Um es ihnen leichter zu machen, sage ich: »Es ist in meiner Handtasche, im Haus meiner Eltern.«

Schrade verschränkt die Arme vor der Brust und blickt zu Boden. Auf mich wirkt es, als würde sie sich um Geduld bemühen, die sie mit mir allmählich zu verlieren beginnt.

»Das wissen wir, Frau Kallenbach«, sagt Mittmann freundlich. »Die Kollegen möchten es sich in der Zwischenzeit

gerne ansehen.«

Das verstört mich, und wahrscheinlich haben es die beiden bemerkt. »Sie möchten sich mein Handy ansehen?«

Schrade hebt den Kopf und lächelt gezwungen. »Das ist absolut so üblich, Frau Kallenbach. Es ist nichts weiter als Routine.«

Jetzt wird mir allmählich klar, was hier vor sich geht. Sie können nicht ausschließen, dass ich in die Sache verwickelt bin. Vielleicht verdächtigen sie mich sogar! Schließlich habe ich nur einen Schuss in die Schulter bekommen. Aber Louisa doch auch. Glauben sie möglicherweise, dass Louisa und ich das Ganze inszeniert haben, um unsere Eltern aus dem Weg zu räumen und an das Erbe zu kommen? Der Gedanke verursacht bei mir Übelkeit und Angst. Aber vielleicht ist das wirklich nur Routine und ich steigere mich in etwas hinein? Ich darf das nicht persönlich nehmen, versuche ich mich zu beruhigen. Sie kennen mich schließlich nicht und können nicht wissen, wie viel mir meine Eltern bedeutet haben. Und wie viel sie Louisa bedeutet haben. Ja, Louisa hat unsere Eltern natürlich auch geliebt. Auf ihre Weise.

»Wir sehen uns später«, sagt Mittmann, und im nächsten Moment sind sie zur Tür hinaus. Noch lange starre ich ihnen hinterher, als könne ich es nicht glauben, dass sie mich einfach so mit meiner Verwirrung allein lassen.

Die Routine ist vielleicht nur eine Ausrede, überlege ich. Ziehen sie es tatsächlich in Erwägung, dass ich oder Louisa – oder wir beide – etwas mit dem Mord tun haben könnten? Wahrscheinlich darf ich nicht erwarten, dass sie an unsere Unschuld glauben. Einfach so, von vornherein ... Ich nehme an, dass Mittmann und Schrade in ihrem Beruf schon vieles gesehen und erlebt haben. Aber würden sie uns kennen, dann

wüssten sie, dass meine Schwester und ich niemals zu so etwas fähig wären. Dann wüssten sie, dass Louisa zwar kein sensibler Mensch ist, sie aber ihre Eltern geliebt hat. Sie wüssten, dass Louisa und unsere Mutter immer im Streit lagen, sie aber aneinander hingen. Sie wüssten, dass Louisa zwar eifersüchtig auf die gute Beziehung zwischen mir und meinem Vater war, ihr das aber keine großen Schwierigkeiten bereitet hat. Zumindest glaube ich das.

Zum Glück hat Louisa ebenfalls überlebt. Sie war clever und hat sich totgestellt. Wahrscheinlich hat sie mir das Leben gerettet, als sie den Notruf wählte.

Was für ein seltsamer Zufall, dass wir beide nur in die Schulter getroffen wurden. Verrückt. Warum hat er nicht noch mal geschossen und dabei Richtung Herz und Kopf gezielt? Wahrscheinlich dachte der Mörder, dass meine Schwester und ich ebenfalls tot sind, oder er hatte keine Munition mehr. Würde jemand sich vornehmen, eine vierköpfige Familie zu töten, mit nur vier Kugeln in der Pistole? Er musste doch damit rechnen, dass er einmal danebenschießt – oder nicht zielgenau trifft. Warum konnte das kranke Monster unsere Eltern töten, versagte aber bei meiner Schwester und mir?

Eines ist klar: Diese Frage stellen sich auch Mittmann und Schrader.

4

Ich starre an die Decke. Was soll ich auch sonst machen. Alles, was ich tun kann, ist hier zu liegen und auszuharren, ausgeliefert und allein mit meinem Zorn und meiner Traurigkeit. Unter diese dunklen Gefühle mischt sich auch die Sorge darum, dass die Polizei tatsächlich glauben könnte, dass Louisa und ich etwas damit zu tun haben.

Plötzlich geschieht etwas Merkwürdiges. Nie zuvor habe ich meine Gefühle in Farben gesehen, doch vor meinem inneren Auge sehe ich meinen Zorn in Schwarz. Dabei weiß ich nicht einmal, ob ich es Zorn oder Hass nennen soll. Meine Traurigkeit hat die Farbe von Dunkelblau. Ein angenehmes Dunkelblau, was mich verwirrt, denn das Gefühl ist alles andere als angenehm. Die Befürchtung, dass die Polizei uns beide verdächtigen könnte wird zu einem giftgrünen Klecks, der sich über das Schwarz und Dunkelblau ausbreitet.

Ich zwingen mich, an etwas anderes zu denken. »Denke an etwas Schönes«, hat mein Vater immer gesagt, wenn mich etwas bedrückte. Damals fand ich diesen Ratschlag vernünftig und wertvoll, doch heute betrachte ich ihn als Methode zur Verdrängung. An etwas Schönes denken, als ob ich das jetzt könnte. Mein Vater hatte das Talent, das Schlechte mit schönen

Gedanken zu übermalen, als ob man es dadurch unsichtbar machen könne und es dann nicht mehr existieren würde.

Ich muss an all die Verbrechen denken, von denen man im Fernsehen erfährt. Wahre Mordfälle, in denen sich meist herausstellt, dass der Mörder jemand aus dem nahen Umfeld ist. Ehemann, Ehefrau, Freund, Freundin ... Menschen, die einander einmal geliebt haben. Was für eine kranke Welt. Es ist beängstigend, wozu Menschen fähig sind, wenn es um Geld oder Rache geht. Niemand ist sicher. Der Unbekannte, der aus dem Gebüsch springt, ist eine Seltenheit, und doch haben wir vor ihm am meisten Angst. Dabei ist es fast immer der Mensch, mit dem du Tisch und Bett teilst, vor dem du Angst haben solltest.

Es ist so furchtbar, mit niemandem sprechen zu können. Ich bin vom Rest der Familie isoliert. Wie fühlen sich Tante Conny und Tante Manu? Ich sehe Tante Conny vor mir, wie sie bei der Nachricht zusammenbricht und nicht aufhören kann zu weinen. Tante Manu steht unter Schock, ist aber gefasst. So stelle ich es mir jedenfalls vor. Ich nehme an, dass sie es als Gelegenheit sieht, bei ihrem jetzigen Partner und ihrem Freundeskreis im Mittelpunkt zu stehen. Ich schüttle den Kopf über meine Gedanken, als wolle ich sie abwerfen. So darf ich nicht denken; ich habe meine Tante gern. Es könnte schließlich sein, dass ich mich irre. Ihre Schwester wurde brutal ermordet. Sie wird doch jetzt nicht an sich denken!

Wie geht es David und Henning? Wie gehen sie damit um, dass ihre Schwiegereltern tot sind und ihre Frauen angeschossen wurden? Haben sie Panik? Sorge? Ich kann mir gut vorstellen, dass David mit dieser Situation besser klarkommt als mein Schwager. Mein Mann ist stärker und gefestigter als Henning. Ich stelle mir vor, wie sie bei der Nachricht reagiert haben. Seltsamerweise bekomme ich kein

klares Bild dabei. Zuerst ist David gefasst und Henning starr vor Schock, dann ist es umgekehrt. Meine Gedanken fließen ineinander und lassen Henning und David wie zwei Schauspieler auf der Bühne agieren, die nur für mich spielen. Ganz so, wie ich als Regisseurin es beschließe. Letztendlich hatten beide keine besonders innige Beziehung zu meinen Eltern, doch lagen sie auch nicht im Clinch miteinander. Alles war irgendwie neutral, unkompliziert, gut eingespielt ...

Das Leben ist manchmal sonderbar, kommt mir in den Sinn. Wenn ich damals mein Handy nicht bei meiner Freundin Svenja vergessen hätte, wären Henning und Louisa sich niemals begegnet.